

Leben im Tode.

Wenn die Blumen längst erstarben
Vor der grauen Wintersmacht,
Sah ein Vöglein auf der Fichte
Erst sein kleines Nest gemacht.

Julius Alosin.

Wieder ein grimmig kalter, klarer und sonnenheller Tag ist angebrochen. Gut gewappnet gegen die Kälte mit Pelz und Mantel wandeln wir wieder übers Feld dahin, dem schweigenden, majestätischen Walde zu. Kahl und fahl starren uns hier die Zweige der Laubhölzer entgegen und doch, wie öde, todt und leer er auch an und für sich jetzt erscheinen möge, im ganzen macht dennoch auch jetzt der Wald, ja jeder einzelne der gewaltigen Baumriesen einen erhabenen, großartigen Eindruck auf uns. Wir wandeln weiter, bis zu einem einsamen, freien Plätzchen. Hier murmelt leise und sinnig die kleine Quelle ihre trauliche Weise, unbeirrt um des Winters graue Macht, welche ihr Gewässer immer noch nicht in Fesseln zu schlagen vermochte. Mächtiger als jemals tritt uns jetzt die Stille und Ruhe der Waldeseinsamkeit entgegen; die ganze Erde erscheint uns hier wol als ein einziges, großes Grab. Doch keineswegs trübe oder beunruhigende Empfindungen bringt uns dieser Gedanke, ähnlich den Gefühlen am nebelreichen, schaurigen Herbstmorgen, sondern im Gegentheil: milder, süßer Friede erfüllt unsere Brust und lenkt unsere Blicke unwillkürlich empor zur lichten Klarheit des Winterhimmels.

Selbentend, in der Farb' der Treue,
Wölbt sich des Aethers weiter Raum;
Nie trübt die reine Azurbläue
Des Menschenbaseins flücht'ger Traum.